



Die Ruhe von Leuten, die schwer schuften und mit ihren Kräften haushalten: Carl Kuhns Gemälde „Ehrlich arbeiten“ aus den Jahren 1962/1963 ist eines von mehr als 4000 Kunstwerken, die in einem Chemnitz Depot lagern. Was mit ihnen geschehen soll, ist offen.

FOTO: ANDRÉAS KLEBER/STERNBILDUNG WEMUT

Frisch auf, der Bergmann strahlt

Sie nannten es Wismut. In der DDR ließen die Sowjets radioaktives Uran abbauen. Mit sozialistischer Kunst hielten sie die Kumpel bei Laune. In Chemnitz sind jetzt Bilder zu sehen. Der Wismut-Betrieb wirkt hier so glaubwürdig, fast könnte Wehmut entstehen

VON BURKHARD MÜLLER

Die Wismut? Kaum jemand im Westen Deutschlands, der mit diesem Begriff etwas anfangen kann; niemand im Osten, der ihn vergessen hätte. Die Wismut, das war der größte aller Staatsbetriebe, und noch mehr als das: ein Staat im Staat, mit zeitweilig 200.000 Beschäftigten, eigenen Kaufhäusern und Kliniken und unbelangbar für die gewöhnlichen Staatsorgane. Denn obwohl sie den offiziellen Titel einer „Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft“ führte, gehörte niemand daran, dass allein die Sowjetunion hier das Sagen hatte. Anders konnte es wegen der vitalen Bedeutung, die ihr einziges Produkt für deren Weltmachtstellung besaß, auch gar nicht sein. „Wismut“ diente als ein Tarnname: Nicht dieses Buntmetall förderte sie zutage, sondern Uran – die Substanz, mit der die russischen Kernreaktoren und Atombomben bestückt wurden.

Für die DDR war dieser Moloch eine große Belastung: Der Bergbau verwüstete riesige Areale im Erzgebirge und im Osten Thüringens, der radioaktive Abraum blieb einfach liegen, und sie musste das Erz für die Hälfte des Gesteinspreises an den großen Bruder verkaufen. An nichts tritt der eigentlich kolossale Charakter dieses untergegangenen Landes so deutlich hervor wie an der Wismut.

Die umfassende und im Vergleich zur sonstigen Versorgungslage in der DDR deutlich privilegierte Infrastruktur, die die Wismut im Lauf der Jahre aufbaute, wäre unvollständig gewesen, wenn sie sich nicht auch um die Kultur und Kunst bemüht hätte. Da es im Sozialismus keinen Kunstmarkt im westlichen Sinn gab, hing die Kunstproduktion zu erheblichen Teilen von betrieblichen Großmaßnahmen ab. Die Wismut schloss Kooperationsverträge mit den Kunsthochschulen, veranstaltete „Plein air“-Workshops für den Nachwuchs, kaufte und gab Aufträge: ein Triptychon in Öl ließ sie sich gern auch zu 20.000 Mark kosten, nach DDR-Maßstäben ein Vermögen. Mit den Resultaten wur-

den Kantinen, Festläse, Büros und Ferienheime ausgestattet, und es gab nicht weniger als zwölf fernsehbare Galerien. Gegenwärtig liegt die Abwicklung der Wismut in den letzten Zügen, und nachdem ihre Halden für Milliardenbeträge saniert worden sind, stellt sich auch die Frage, was mit den anderen Hinterlassenschaften geschehen soll. Mehr als 4000 Objekte von annähernd 500 Künstlern ruhen im Depot des ehemaligen Karl-Marx-Städter Hauptquartiers. Niemand weiß, wie es damit weitergeht. Um der Öffentlichkeit das Problem zu bewusst machen, bringen, zeigte die Neue Sachliche Galerie Chemnitz kürzlich eine große Auswahl unter dem doppeldeutigen und leicht wehmütigen Titel „Schicht im Schacht“.

Viele Werke verzichten auf das, was man von sozialistischer Kunst erwartet: die heroische Pose

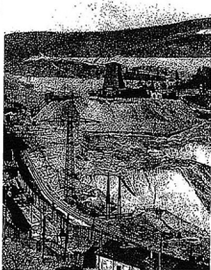
Es ist immer eine besondere Herausforderung für den Betrachter, wenn ihm Kunst vor die Augen tritt, die nach keine kanonische Verortung gefunden oder aber, wie in diesem Fall, sie verloren hat. Es empfiehlt sich jedenfalls, vorgefasste Meinungen über die Wismut und ihr Geschehen erst einmal beiseite zu lassen, wenn man diesen Bildern gegenübersteht.

Am meisten fällt sofort ins Auge, dass es sich um eine Kunst der Arbeitswelt handelt – die von der zeitgenössischen westlichen Kunst ja fast gänzlich ausgeblendet wird. Dass der Mensch sich nur verkümmert, wenn er im Kollektiv arbeitet, davon ist die Kunst der Wismut felsenfest überzeugt. Zu dieser Kunst gehört auch, dass sie nicht individuell genossen werden soll, sondern ihre Aufgabe innerhalb von gemeindlichen Strukturen erfüllt, wo sie für alle sichtbar ist, und nicht nur für den Feinschmecker, der sie eigens im Museum aufsucht.

So bedeutet der Sozialistische Realismus mehr eine produktions- und rezeptionsästhetische Voraussetzung als einen Stil im engeren Sinn. Der Stil entfaltet sich

tatsächlich in einer überraschend breiten Palette, hier war dem einzelnen Künstler offenbar weithin freie Hand gelassen. Fast alle Werke hier verzichten auf das, was man von sozialistischer Kunst am ehesten erwarten würde: die heroische Pose. Die großen Formate haben es vorwiegend mit der Brigade zu tun, der kleinsten Arbeitseinheit, etwa fünf bis zwölf Mann stark, die passen gut auf ein Bild zusammen. Die eigentliche Arbeit im Schacht, der Erzabbau vor Ort, lässt sich allerdings nur unter Mühen malen. Die entsprechenden Versuche bieten meist ein düsteres Bild, man meint in der optischen Wirrnis den ohrenbetäubenden Lärm der Pressluftschlämmer zu hören. Umso mehr sieht man die Brigade in den Pausen, bei Feiern oder Arbeitssprachen.

Carl Kuhn zeigt die Kumpel, wie sie inmitten einer Mondlandschaft mit Kipler beiseitehalten; der Staub, der auf allem liegt, ist zu einer goldenen Aura verherrlicht. Die Figuren verströmen die Ru-



So etwas wie eine Kolonie der UdSSR: Uranabbau in Johannebergstadt bei Aue im Jahr 1952.

he von Leuten, die schwer schuften müssen und mit ihren Kräften darum haushalten, das ist sehr überzeugend getroffen. Der Gesprächskreis formiert sich gerade, der Fahrer des Lasters wird herbeigewunken. Die am schwierigsten zu gestaltende Figur, nämlich diejenige, die dem Betrachter den Rücken zukehrt, ist offensichtlich der sowjetische Leiter des Projekts – das ist am Schwanz Truch seines Anzugs und seiner gedregenen Physis gut zu erkennen. Das Bild heißt „Ehrlich Arbeiten“ und verleiht der Hierarchie nicht, zeigt aber, wie sie im Zusammenwirken funktionieren kann. Wahrscheinlich ist es wirklich ehrlicher als Ernst Hertzs „Besprechung vor Schichtbeginn“. Technisch ausgezeichnet gemacht – was vor allem die diffizile Behandlung der an sich reißenden Oberflächen betrifft, enthält es aber dem zweiten und misstrauischen Blick, dass wir es mit einer Betschleife zu tun haben: Seine Wahrheit ist ihm unwillkürlich, sie entruscht ihm sozusagen: Sollte dies den künstlerischen Wert überhöhen lassen?

„Uran“ oder „Wismut“ nennt Hans Hattpot sein allegorisches Werk, es greift zur kompositionellen Allegorie, um die gegenwärtigen Anwendungen des Urans vorzuführen, in Medizin, Wissenschaft, Energiegewinnung und Raumfahrt (als unwahrscheinliche Figur schwebt von rechts oben ein Kometenstern herein – wie ein aktueller Engel). Allein der militärische Aspekt wird ausgespart. Das muss aber nicht so sein: Eine Druckgrafik von bestizender Heftigkeit zeigt junge Mütter mit Kindern und Minirock vor riesigen Trümmern samt Friedenstein.

Die einzelnen Strömungen der Moderne sind von den Künstlern auf unterschiedliche und unterschiedlich intensive Weise aufgenommen worden. Picasso hat gewirkt, wenn auch zumeist ungünstig. Manchmal wird dem Porträt des verdorbenen Wirkaltigen ein schöner Krug zur Seite gestellt, eine Nobessuche zwar, aber doch eine, die zeigt, dass Cézanne oder der Kubismus wahrgenommen wurden. Einige dieser Porträts gehören zum Besten der

Ausstellung. Mehr als aus den Gruppenbildern spricht aus Jürgen Szajns Gemälde „Bergbauveteranen Adolf Nestler“ die Würde der körperlichen Arbeit, auch und gerade wenn es einen Rentner darstellt, der die großen und nunmehr beschäftigungslosen Hände auf seinen Knien ruhen lässt. Nicht einmal die Fülle der Medaillen auf der Brust macht einen hohen oder präbiterischen Eindruck. Man kann ziemlich sicher sein, dass er sie sich alle verdient hat.

Die tödliche Macht der Strahlung muss unsichtbar bleiben

Und erstaunlicherweise haben die vielen, meist kleinformatigen Landschaften, alle die Bilder von Abraumbergen und Fördertrümmern, einen eigenen, zarten Zauber. Die Gewalt dessen, was Mensch und Natur über Jahrzehnte hinweg angetan wurde, verwandelt er, ohne sie zu demontieren, doch in etwas Anderes. So funktioniert Kunst, auch die beste.

Und wie alle gute Kunst hat auch diese ein Geheimnis. Ihr eigentlicher Gegenstand, die tödlich starke Macht der radioaktiven Strahlung, muss unsichtbar bleiben, aus mäterischen wie aus politischen Gründen. Nur zuweilen scheint sie in Glanzlichtern, Positionslampen, fahlen Schimmern in der Nacht unter Tage, als böse Ahnung auf.

Bis hier, unter der Menge des Mittelmäßigen, eine Rangordnung geschaffen ist, dürfte noch viel Zeit vergehen. Einstweilen gleicht diese Sammlung ihrem Stoff: dem Erz, in dem das kostbare Metall schlummert und darauf wartet, gewonnen zu werden.

Schicht im Schacht. Die Kunst der Wismut – eine Bestandsaufnahme. Neue Schicksale Galerie im Kulturhaus Tietz, Chemnitz, 85. 12. Januar (mittwochs Ruhetag). Katalog 226 Seiten, in der Ausstellung 19,90 Euro.